











## Die Anadolische Juno.

9) Roman von Hans Wachenhusen.

Ja, woher ich ſie nähme! Franz wiederholte das mit einem Schaudern. Wie ein Verrückter ſtand ich auf der Straße vor den Kleider-Magazinen und gaſtete den großen Vorrath an. Es war mir eine Wonne, in den Laden zu treten, einen ganzen Anzug vor dem Spiegel wenigſtens einmal anzuprobieren. Aber damit hatte mich der Satan. Als ich ihn wieder ablegte, blutete mir das Herz; ich ſagte dem Labendienter, ich werde morgen kommen und ihn gegen Zahlung abholen. Und jetzt — wenn ich noch daran denke! — jagte es mich in den Straßen umher, ich ſah nur den ſchönen Anzug, der vierzig Thaler koſtete! . . . Woher ſie nehmen? Ich fühlte keinen Hunger, keinen Durſt, als ich bis tief in die Nacht durch die Straßen irrte. . . . Ja, der Satan! . . . Mich überrieſelt es eiskalt, wenn ich mir denke, daß ich es war, den er gegen Abend am Lützow-Ufer durch eine eben erſt im Bau begriffene, halbſertige Straße führte. . . . Ich ſah, als es ſchon dunkelte, den Gelbbriefträger an der Thür eines Hauſes ſtehen, er hatte ſchon die Klingel gezogen. In ſeiner Hand ſah ich, dicht zu ihm tretend, einen Brief mit fünf Siegeln, auf dem dreitauſend Thaler deklarirt waren. Ich that, als gehöre ich auch ins Haus, als ich ſo neben ihm ſtand, und auf das Deſſnen wartete, las ich die Adreſſe. Er trat ins Parterre, ich ſchritt die Treppe hinauf und fragte auf der oberſten Stufe, ob hier im Hauſe nicht ein Herr dieſes Namens wohne. Man wies mich wieder die Treppe hinab, der Herr ſei im Begriffe, morgen früh zu verreiſen. Ich fragte, ob ſeine Frau zu Hauſe. Er ſei ja unverheirathet, hieß es. — Das unſelige Haus zog mich am Abend wieder in die Straße zurück. Stundenlang blieb ich in der Nähe des Hauſes ſtehen. Es war ſaſt 10 Uhr, den Hals redend, ſah ich einen älteren Herrn, der am Tiſche bei einer Kerze eine Anzahl Banknoten in eine kleine Reiſetaſche ſteckte, ſie nach ſeinem Bette trug und ſie unter ſeiner Nachtiſche legte. Dem Hauſe gegenüber ſtand erſt ein noch unbewohntes Haus, er hatte deſhalb die Koloare nicht herabgelaffen.

Um Mitternacht war ich wiederum da, ich hatte keine Ruhe! Der Mann hatte offenbar die Gewohnheit, parterre bei offenem Fenſter zu ſchlafen. . . . Zu meinem Unglück, denn der Satan raunte mir zu: „Hol Dir die Reiſetaſche, ſie kann Dich retten.“ Mir raunte er das zu, einem bis dahin unbelcholtenen Menſchen von 19 Jahren! Und ich gehorchte ihm! Morgen früh konnte ich den ſchönen Anzug holen, mich dem Theaterdirektor vorſtellen, der mich ja als Kind getannt!

Das offene Fenſter gähnte mich an, es lockte mich. Die Straße war öde, kein Wächter kümmerte ſich um die meiſt noch unvollendeten Neubauten, die von den Arbeitern ſchon am Feierabend verlaſſen worden. Von dem Nebenhauſe war kaum das Fundament fertig. Ich ſchritt über die Straße, ſuchte auf dem Bauplatz etwas, ich wußte nicht was, und da gerieth mir ein ſpitzes Stück Bruchſtein in die Hand, das ich unter den Rock knöpfte und ſo ſtand ich denn unter dem offenen Fenſter, warf noch einmal einen Blick umher, ſetzte den Fuß auf den Sockel, hob mich, erfaßte den Kiegel des offenen Fenſterladens, ſchwang mich auf die Fenſterbrüſtung und lugte in das dunkle Zimmer, in der Richtung nach dem Bett.

Die Thür zum Nebenzimmer ſtand halb geöffnet. Ich vernahm nicht als laute ſägendes Schnarchzügen und ſo ſchlich ich denn auf den Behen zum Bett. Auf dem Nachtiſch lag eine Uhr, ich erkannte ſie in dem Halbdunkel, ebenſo das Geſicht des Schlafenden. . . . Die Uhr intereſſirte mich nicht. Eben wollte ich, mit dem ſpizen Stein in der einen über dem Schlafenden erhobenen Hand, mit der anderen vorſichtig unter die Kiſſen greifen, als ich plötzlich einen rauhen Hilferuf vernahm. Zwei Augen ſtarren mich weit aufgeriſſen an. Eine Hand wollte die meinige packen. Dieſe aber fiel nieder, auf eine ſeiner Schläfen,

ein Blutſtrahl ſpritzte mir in's Auge und das Schlammſte — der Hilferuf hatte einen Menſchen im Nebenzimmer geweckt, der im Hemd neben mir erſchien und mich im Rücken packte. Ich wandte mich ihm zu, umſchloß ihn mit beiden Armen, hob ihn vom Boden, preßte ſeine Bruſt ſo, daß ihm der Athem verging, und warf ihn dann rücklings hin, daß ſein Kopf auf den Boden ſchlug. Mit verſtauchtem Fuß ſand ich mich wieder auf der Straße. Ich wartete nicht ab, ob Alles ſtill blieb, rannte über eine Bauplatz, gewann das freie Feld und ſank an einem Grabenrand nieder. Was ich gethan, das war ſo fürchtbar, ſo ungeheuer, daß ich es nicht zu faſſen vermochte. Die verſuchte Sucht nach dem Gelde hatte mich zu einer That verleitet, die, wenn ich von einer ſolchen gehört oder geſehen hätte, mich mit Schreden und Abſcheu erfüllt haben würde, die ich gar nicht gewollt, die aber dennoch geſchehen war, nur in einer gewaltigen Nervenzuckung der Hand, die mir der Hilferuf, die weit aufgeriſſenen, entſetzten Augen verurſacht. Ich hatte ein Verbrechen begangen und dennoch nicht erreicht, was mich dazu verlockt hatte, Blut vergoſſen, mein Gewiſſen mit einer Unthat beſetzt und für was? . . . So arm, ſo hungrig, wie ich ausgegangen, kam ich gegen Morgen in mein elendes Zimmer neben dem der frankten Mutter. Ich war ja noch lange in der Nacht umhergeirrt, hatte zunächſt im Thiergarten Waſſer geſucht, um meine blutbeſleckten Hände zu waſchen, ja dem ſogenannten Nadelpalaiſt gegenüber, hinter den Zelten, am Ufer ſtehend, hatte mich der Gedanke angewandelt, mich in die Spree zu ſtürzen. Denn da hinter mir, in einem der kleinen Häuſer. . . mir trat das ganz friſch in's Gedächtniß — in dem die Kartenlegerin wohnte, die ſogar von vornehmen Damen aufgeſucht wurde, hatte mir kürzlich erſt die alte Here, als mich meine Schweiſter und einige ihrer Freundinnen dahin geführt, geweiffagt, ich werde noch einmal eine böſe That bereuen. . . . Und die war jetzt geſchehen. . . .

Aber das war ja das Schlammſte noch nicht, knüpfte er ſeine Erinnerungen nach dumpfem Hinbrüten wieder an, die heiße Stirn in die andere Hand legend. Am Morgen, als ich hungrig ausging, begegnete ich einem mir bekannten Tapeziergehilfen, er fraate mich, ob ich Zeit habe und einen Tagelohn verdienen wolle, er brauche Hilfe, ich könne ſogar vier Wochen lang Beſchäftigung finden in einem Neubau, der ſchnell antapeziert werden ſolle. Er bot mir acht Groſchen als Handgeld und ich nahm ſie begierig. Die Arbeit konnte mich von meinen ſchwarzen Gedanken abbringen.

Ich folgte ihm, kaufte mir unterwegs ein paar Schrippen und Knackwürſte und verzehrte ſie heißhungrig, ohne zu beachten, welche Richtung wir einſchlügen, bis ich zu meinem Schreden ſah, daß er in dieſelbe noch nicht ausgebaute Straße einbog, in der ich geſtern. . . . Ich zauderte, aber ich folgte ihm noch, bis er gerade dem Unglückshauſe gegenüber, vor deſſen Thür ſich eine Anzahl Neugieriger geſammelt hatte, vor dem Neubau inne hielt. Ich trat auch mit ein, aber während er die noch im Anſtrich befindliche Treppe hinaufſchritt, ſloß ich in den Hof hinaus und verſchwand durch denſelben in das freie Feld.

Um die arme franke Mutter mich zu kümmern hatte ich den ganzen Tag hindurch keinen Sinn. Als ich ſpät Abends heim ging, hatte ich an der Straſſenecke geſehen, es ſei ein Raubmord am Lützow-Platz begangen reſp. verjuſcht worden, der in ſeinem Bette Ueberfallene, ein unverheiratheter Wein-Agent, der am Morgen eine Geſchäftsreiſe habe antreten wollen, ſei durch einen ſpizen Stein in der Stirn ſchwer getroffen und noch am Leben, ſeine drei tauſend Thaler enthaltende, unter ſeinem Kopfe ſiſſen verſteckt gewefene kleine Reiſetaſche ſei aber nach Ausſage des darüber zugekommenen und von dem Verbrecher zu Boden geſchleuberten, erſt nach Stunden aus ſeiner Beſinnungsloſigkeit erwachten Dieners von dem Raubmörder mitgenommen worden.

Von dem Raubmörder? Der war ich! Aber wer war

der Dieb dieses Geldes? . . . . Konnte ich zur Polizei gehen und ihr sagen, ich habe die Tasche nicht, fragt den Diener, der vielleicht das Fenster offen gelassen, als sein Herr schon schlief, um selbst die Tasche zu entwenden und glauben zu machen, der Dieb sei durch das Fenster eingestiegen, denn nach der Zeitung sollte der Agent die Gewohnheit haben, immer etwas beranscht sein Lager anzuzukuchen.

Der Mann ist nicht gestorben! das weiß ich. Aber das ist ja auch noch nicht das Schlimmste! Der Diener begegnet mir zuweilen, er hat mich gleich das erste Mal erkannt und seitdem bleibt er immer stehen und guckt umher, als suche er einen Schutzmann, um mich ihm zu übergeben. Er hat das noch nicht gewagt, wahrscheinlich wegen der Keisetasche, aber wer hindert ihn, zu behaupten, daß ich sie gestohlen? . . . Und wenn er, was ihm ja leicht jetzt erfährt, daß ich im Dienste bei dem Baron, wenn er . . .

Das Blut stieg ihm siedend zum Kopf, dann drang es wieder zum Herzen zurück. Er sprang auf, blickte scheu umher, als fürchtete er, gesehen zu werden. Wäre ich nicht ein rechtschaffener Mensch, es passirte diesen Diebe etwas, das ihn verhindern sollte, mir wieder in den Weg zu kommen. Ich bin ja keine Stunde vor ihm sicher, obgleich ich mich hier in einem, von dem feinigsten ganz abgelegenen Viertel befinde. Ich will's also einstweilen gehen lassen, denn beweisen kann er mir nichts, es sind keine Zeugen da! Vor der Hand gilt es, meinen Auftrag auszuführen, und da weiß ich schon, an welchem Ende ich die Sache anfangen . . . Ich hätte jetzt auch Zeit, das hübsche Mädchen draußen in der Rosenthaler Vorstadt aufzukuchen, es kennen zu lernen, aber es würde mich von meinem Auftrag abführen und ich muß Geld verdienen von dem Baron, denn er wird doch gut belohnen!

Müde des Denkens verließ er das Wirthshaus und kehrte in die Potsdamer Straße zurück. Es war halb acht Uhr. Zunächst wollte er die pompejanische Villa umschleichen und wenn's anging, der Dienerschaft im Souterrain einen Besuch machen. Er kannte sie ja alle: den Kutscher, den Trainer, den Lakaien, den Koch, die Mägde, von denen die Eine sich gern den Hof machen ließ. Der erstere kehrte eben mit dem Koupee zurück und lenkte an ihm vorüber die Pferde in die Einfahrt. Franz folgte ihm zur Stallung und vernahm, daß er Herrn von Dorog eben in die Oper gefahren.

„Mein?“  
„Ja, die Gnädige fühlt sich nicht wohl. Sie bestand darauf zu Hause zu bleiben, höre ich!“  
Franz beschäftigte sich mit den Pferden und pries die schönen Thiere, obgleich er nichts davon verstand. Der Kutscher lud ihn ein, mit ihm in der Küche zu Abend zu speisen, er werde gleich nachkommen. Im Souterrain wurde er von dem Personal freundlich empfangen, denn man sah gern Gäste und setzte sich um den Spieltisch.

„Sonderbar,“ lachte er, als er sich bei der Beschließerin wiederum nach dem Wohlsein der Herrschaft erkundigt und dieselbe Nachricht erhalten. „Es scheint wohl so ein Familien-Unwohlsein zu herrschen, denn unsere Baronin kränkelt wieder, der junge Herr ist sehr verstimmt!“

„Ja,“ gab die Beschließerin zu, die sich viel mit Kolportage-Romanen beschäftigte, „das Familien-Konzert scheint ein wenig verstimmt zu sein.“

„Sollte es wahr sein, daß Herr von Dorog beabsichtigte, sich nach Ungarn auf seine Güter zurückzuziehen?“ Franz griff das aus der Luft, um die Gemüther ein wenig anzuregen, und das gelang ihm, denn die Dienerschaft guckte sich gegenseitig mißtrauisch an. „Es mag nur ein Gerücht sein! Schade wär's,“ beruhigte er, „wenn man hier einen so glänzenden Cavalier verlore!“

„Unfimm!“  
Der Kammerdiener spreizte sich auf seinem Stuhl und theilte mit beiden Händen die braunen glänzenden Bart-Kotelettes. Er betrachtete es ohnehin wie eine Herablassung, daß er im Souterrain mitspesie. „Ich las zwar selbst kürzlich einen Brief, in welchem ein Oheim, ein Feldmarschall-Lieutenant, ihm den Vor-schlag machte, aber er denkt nicht daran, obgleich der alte Herr ihm einen Vorwurf daraus machte, daß er in Deutschland lebe und durch den schlechten Kurs des österreichischen Papiergeldes große Einbuße erleide. . . Was fragt er danach!“  
„Apropos, Brief!“ rief der Kutscher, ein dicker, behäbiger Mensch, „Der Stallknecht fand vorhin in dem Koupee, auf dem Boden, dies Billet — er zog ein kleines Kouvert hervor — „ich weiß nicht, was darin steht; es ist offen. Sie sind ja der Vertraute des Herrn, der es verloren haben muß.“

Der Lakai nahm mit vornehm ausgestreckter Hand das Kouvert, und um zu beweisen, wie weit seine Befugniß gehe, öffnete er es und that einen Blick hinein. Franz, der auf Alles lauschte, beobachtete das Gesicht des Lakaien, als dieser das Billet in seine Brusttasche steckte, dann mit ebenso vornehmer Kopfnicken sich erhob und der Gesellschaft ein „Prosit Mahlzeit!“ wünschte.

„Von dem wäre etwas zu erfahren!“ dachte Franz Auch er erhob sich.

„Was werden Sie mit dem angebrochenen Abend anfangen?“ fragte er den die Zähne stochernden Lakaien.

„Um!“ Der letztere zuckte die Achsel. Ich soll Herrn von Dorog mit dem Koupee um 12 Uhr vom Klub abholen. Noch fast vier Stunden!“

„Wie wär's, wenn wir einen kleinen Bummel machten?“ lachte Franz. „Meine Absicht wär's, eine Droschke zu nehmen und in der Stadt zur Stehenden Bierkeipe, in der alten Post zu fahren. Sie kennen ja die famose Künstlerkeipe, eng, daß man einander auf dem Schooß sitzen muß, ein Zigarrenqualm, daß man ihn nicht mit dem Säbel zertheilen kann, aber delizioso Bier und eine Gesellschaft — ich finde dort immer einige meiner früheren Kollegen. Sie sind mein Gast!“

Mit einer gewissen Herablassung nahm der Lakai die Einladung an, er bat um einige Minuten Frist für seine Toilette und erludte, mit ihm auf sein Zimmer zu kommen.

Franz verstand den Zweck dieser Einladung, denn er fand in dem Zimmer eine Einrichtung, deren sich ein vornehmer Mann nicht zu schämen hätte. Er nahm ein Glas echten Ungarweins als Bewirthung an, der Lakai bat um Nachsicht, wenn er in seiner Gegenwart den Koch wechseln, warf denselben über einen Stuhl und ging an den Schrank. Sein Gast gewahrte mit aufblitzenden Augen, daß das Kouvert aus der Brusttasche fiel, mit einem schnellen Griff bemächtigte er sich desselben, und that dann, als bewundere er den gespendeten Wein.

Bei Siechen hatte sich der knappe Raum schon gefüllt, man fand dort meist Leute von den Vorstadt Bühnen, vom Wallner-, vom Viktoriatheater, reisende Komiker, die im Herbst auf Engagement spielen. Franz fühlte sich in dieser Gesellschaft als Künstler, mit stolzem Bewußtsein stellte er seinen Begleiter einigen unbedeutenden jungen Schauspielern, denen er die Hände schüttelte, als Verehrer der Kunst vor. Inzwischen aber brannte ihm das Kouvert auf der Brust.

Unter einem Vorwand ging er hinaus und öffnete dasselbe. „Ungarisch!“ brummte er. „Und der Dummkopf that, als habe er gelesen!“ Für alle Fälle steckte er den Brief wieder zu sich und kehrte zurück.

Der Abend verlief sehr lustig. Nach Schluß der Theater-vorstellungen überfüllte sich das Lokal. Franz, der, mit einem Nachbar plaudernd, seinen Gast neben sich aus den Augen gelassen hatte, sah, wie dieser sich erhob und einem etwas turbulenten Herrn mit dünnem schwarzgrauem Haar und Bart, rothem gebunzenem Gesicht und breiter Nase, der ihn anredet, die ihm von diesem gereichte Hand drückte.

Das Gesicht erschien ihm bekannt — unangenehm bekannt, aber er mußte sich nicht zu erinnern, wie und wo er es gesehen. Der Vorsicht halber schielte er nur zu dem Herrn auf, den er mit dem Lakaien über Weingeistgeschäfte sprechen hörte. Der Fremde sagte eben, er werde sich erlauben, dem Herrn Baron dieser Tage wieder seine Aufwartung zu machen, er habe vorzüglichsten Tokayer erhalten, den er empfehlen könne. Dabei fiel der Blick des Sprechenden auf die Gäste des Tisches, als suchte er vergeblich einen Platz an demselben.

Franz wechselte Jäh die Farbe. Es tagte plötzlich in ihm; er zog das Sacktuch aus der Brusttasche, hielt es vor die Stirn und jagte, sich abgewandt erhebend, seinem anderen Nachbarn, die Hitze verurliche ihm schreckliche Kongestionen, der Herr möge seinen Platz einstweilen einnehmen, er müsse hinaus in die frische Luft.

Erstaunt schaute ihm der Lakai nach, als er sich zum Lokal hinausdrängte, und der Fremde übernahm freudig den ihm gebotenen Platz. Draußen im Hofe der alten Post, einem öffentlichen Durchgang, stand Franz, ängstlich aufatmend.

„Das mußte mir passiren! Die Narbe auf der linken Seite der Stirn! Aber zum Glück erkannte er mich nicht, es war ja dunkel damals, ich sah ja sein Gesicht mit der breiten rothen Nase, als er bei Licht da stand und . . . Aber ich bin ein Narr! Er kann mich ja nicht wiedererkennen; sein Diener ja, denn ich rang ja mit ihm Brust an Brust! . . . Aber auch der kann schließlich sich irren, durch eine Aehnlichkeit getäuscht! Ich

bin ja auf dem  
barrier  
hinab  
es doch  
zuehre  
mochte  
leben  
sich do  
Unglü  
seinem  
sich ir  
mädch  
irgend  
seine  
konnte  
dies U  
nur un  
bekomm  
Er ver  
Baron  
sich di  
begeh  
Es w  
Troste  
lag,  
mit d  
der S  
U  
C  
Zimmer  
Stefan  
hatte  
derselb  
Nachm  
Schatt  
dieser  
daß an  
erregte  
Koupee  
gewun  
müsse  
großen  
Opfert  
könne,  
war r  
lich di  
öftere  
der U  
Rücker  
und se  
finden  
Grego  
da das  
hatte  
Ein U  
überle  
doch v  
sehen  
Noth  
gerade  
immer  
empfin  
oorlä

bin ja ein unbescholtener Mann, dem man unmöglich so etwas auf den Kopf zulegen kann!"

Er verließ den Hof und stand an der niederen Eisenbarriere der Spree in der Burgstraße, in das dunkle Wasser hinablickend, aber er schauderte vor demselben zurück, als sei es doch soweit noch nicht mit ihm. Nur in die Bierstube zurückzukehren wagte er nicht, was auch sein Freund von ihm denken mochte.

Das Bier, die Hitze, die Seelenangst trieben ihn fort. Es lebten Zwei, die ihn vor den Richter schleppen konnten, ihn, der sich doch für einen guten Menschen hielt, dem nur das eine Unglück widerfahren, daß durch diese unselige Nervenzuckung in seinem Arm . . . Er hatte es in letzter Zeit auch so gut mit sich im Sinne gehabt. Ein hübsches, vermögendes Bürgermädchen wollte er heirathen, in einer großen Provinzialstadt irgend ein Geschäft gründen; seine kranke Mutter sollte dann seine Kinder warten und pflegen . . . Solidere Ansichten konnte ein rechtschaffener junger Mensch nicht haben; aber daß dies Unglück an jenem Abend ihm hatte passiren müssen, und nur um eines sturperhaften Anzuges willen, den er doch nicht bekommen hatte! . . .

Bald Mitternacht wars, als er in die Villa zurückkehrte. Er vernahm unter seinem Zimmer unruhige Schritte des jungen Barons, der auch erst heimgekommen sein mochte. Franz zog sich die Stiefel aus, damit sein Herr nicht etwa noch nach ihm begehre, denn er war seiner Sinne nicht mehr ganz mächtig. Es war zuviel gewesen. Das Trinken, die Aufregung, die Trübseligkeit seiner Zukunft. Selbst als er im Bette lag, erschien ihm noch das Gesicht des Wein-Agenten, mit der dicken Nase, der scharf umrandeten, runden Narbe an der Stirn!

Unter Thränen über sich selber schloß er endlich ein.

Gregor setzte unter ihm inzwischen seine Promenade im Zimmer fort. Auch er war sehr erregt, aber nicht unangenehm. Stefan war schon vor Ende der Oper im Klub erschienen und hatte ihn mit seiner gewohnten Herzlichkeit begrüßt. Er war in derselben liebenswürdigen Laune gewesen, in der er ihn am Nachmittage gesehen. Nichts hatte an ihm auch nur einen Schatten von Sorge gezeigt. Nur das Zusammentreffen mit dieser Fremden beruhigte Gregor. Er hatte im Klub gehört, daß auch sie in einer Loge erschienen sei und großes Aufsehen erregte und dann . . . Stefan hatte, als er ihn in seinem Rupee nach Hause gefahren, ihm unterwegs gesagt, er sehe sich gedrungen, die Gräfin Bazzaris einzuladen; eine Einladung müsse er auch einigen Herren von außerhalb, bekannten Finanzgroßen in Oesterreich, senden, die ihn mit einer glänzenden Offerte überrascht hätten für den Fall, daß er sich entschließen könne, seinen Güter-Komplex in Ungarn zu verkaufen. Er habe zwar nie daran gedacht, indeß die letzten Mißernten und namentlich die feindliche Haltung der ungarischen Patrioten gegen die österreichische Regierung drohe wieder zu einem harten, vielleicht sogar blutigen Konflikt zu führen, die Offerte sei also jedenfalls der Ueberlegung werth. Er selbst habe ja dem Vaterlande den Rücken gewendet, weil er im Kampfe seines Gefühls für dieses und seiner Pflicht gegen die Regierung keine Vermittelung habe finden können. Für eine weitere Unterhaltung über diesen, Gregor beunruhigenden Punkt war keine Zeit mehr gewesen, da das Rupee eben schon vor dem Gartenthor hielt. Stefan hatte ihm liebevoll die Hand gedrückt und war weiter gefahren. Ein Verkauf dieser Güter stand also wenigstens in Frage, so überlegte Gregor, ehe er sein Lager suchte. War derselbe nicht doch vielleicht schon ernster im Werk, als ihm Stefan einzugehen wagte? Der Verkauf brachte baares Geld, er war in Noth um solches! . . . Wenn die Mutter davon hörte, wäre ihr gerade dies eine Beruhigung gewesen, denn sie fröstelte insgeheim immer, daß Stefan einmal Sehnsucht nach seiner Heimath empfinden und Emmy mit fortführen werde. Sie brauchte also vorläufig nichts davon zu wissen.

(Fortsetzung folgt.)

## Der Roman einer Gouvernante.

Der Sprößling eines englischen Adelsgeschlechts, Capitain George Greville-Moore, des vielfachen Millionärs Lord Greville, lernte im Jahre 1880 zu Paris im Hause der Gräfin San-Miguel die Gouvernante Célestine Montaru kennen und lieben. Die noch sehr junge, hübsche Dame schenkte den Liebeswerbungen des Kavaliere Gehör, gab ihre Stellung auf und zog mit ihm nach England, wo sie drei Jahre verblieben. Im Jahre 1883

kam das Paar zum ersten Male nach Oesterreich, und zwar nach Jschl. Sie mieteten hier eine Sommerwohnung, in welcher Jschl. Montaru allein abstieg, während Capitän Moore im Hotel eine Garçonwohnung bezog. Fräulein Montaru schenkte bald darauf einem Mädchen das Leben. Mit diesem begab sich nun Capitän Moore in Begleitung seines Freundes Potthof, der ihm als Dolmetsch diente, zum Hofkaplan der Jschler Pfarrkirche, Dechant Weinmayer, und bat ihn, das Kind zu taufen. Der Geistliche fragte, ob der Vater des Kindes verheirathet sei, worauf Herr Potthof geantwortet haben soll: „Selbstverständlich.“ Hierauf nahm der Pfarrer die Taufe vor und trug das Kind unter den Namen Marie Mauriel Valerie in das Taufregister ein. Nach einiger Zeit wünschte Capitän Moore einen Tauschein, den jedoch Hofpfarrer Weinmayer erst nach gepflogener Rücksprache mit der Mutter des Kindes ausstellen zu wollen erklärte. Capitän Moore erschien darauf mit Fräulein Montaru beim Pfarrer, und beide erklärten demselben, daß sie in England getraut worden seien. Da sie aber ihre Angaben nicht durch Dokumente erhärten konnten, sagte der Hofpfarrer, er müsse um sich selbst und das Paar vor Strafe sicher zu stellen, auf der Vornahme einer Cerimonie bestehen, die er auch in Gegenwart von zwei Zeugen vollzog. Seitdem lebte das Paar abwechselnd in London, Franzensbad und zuletzt in Wien. In London wurde Fräulein Montaru, die sich seit der Trauung Madame de Vendome nannte, zum zweiten Male Mutter; das Kind, abermals ein Mädchen, wurde unter dem Namen Xenia in das Londoner Matrifel eingetragen. Inzwischen waren zehn Jahre verstrichen; Capitän Moore wohnte in Wien in der Sisselstraße, jedoch nicht im besten Einvernehmen mit Madame da er seiner Gefährtin Grund zur Eifersucht gegeben hatte und ihr eine andere, jüngere Dame vorzuziehen schien. Rasch entnahm Madame de Vendome aus dem Koffer des Capitäns den Trauungsschein, den seiner Zeit in Jschl. Hofpfarrer Weinmayer dem Capitän übergeben hatte, nahm ihr Töchterchen Xenia — die älteste Tochter war inzwischen gestorben — mit sich und reiste nach London, wo sie unter Vorzeigung des Trauungsscheins gegen Capitän Moore eine Ehescheidungsklage anstengte.

Diese Klage auf Scheidung der Ehe aus dem Verschulden des Mannes, dem Ehebruch zum Vorwurfe gemacht wurde, beantwortete Capitän Moore damit, daß er, da das Paar, wie gesagt, zuletzt in Wien gewohnt hatte, beim Wiener Landesgerichte in Civilsachen die Klage auf Ungültigkeitserklärung der Ehe überreichte. In seiner Klage auf Ungültigkeitserklärung der Ehe führte nun der Capitän aus, daß nach seiner Ansicht in Jschl. keine gesetzmäßige Ehe geschlossen worden sei, sondern im Einverständnisse mit Fräulein Célestine, die so wie er von dem lebhaften Wunsche erfüllt war, dem Kinde den Makel der unehelichen Geburt zu ersparen, eine einfache Trauungskomödie aufgeführt worden sei. Denn beide hätten vereinbart, den Pfarrer zu belügen und sich als verheirathet auszugeben. Fräulein Montaru habe dies auch sehr genau gewußt. Es sei ihr insbesondere bekannt gewesen, daß sie im fraglichen Augenblicke nach dem französischen Gesetze noch minderjährig war, und sie habe mit Rücksicht darauf ihr Alter mit 22 Jahren angegeben, während sie 20 Jahre zählte, ferner anstatt Paris Lissabon als ihren Geburtsort genannt und sich überdies den falschen Namen Montaru de Vendome beigelegt. Zugugeben aber, daß die Ehe zu Recht bestünde, so habe ihn seine Frau boshaft verlassen und die Aufforderung, nach Wien in seinen Wohnort zurückzukehren, unbeantwortet gelassen, wodurch ein Scheidungsgrund aus dem Verschulden der Frau geschaffen worden sei.

Der im Auftrage des Wiener Gerichtes vernommene Hofkaplan Weinmayer in Jschl. erklärte, daß Capitän Moore und Frau bestimmt gewußt haben, daß es sich um eine rechtsgültige Trauung handle und noch eidlich versichert hätten, daß kein Ehehinderniß vorliege. Er habe die Ehe nicht geschlossen, um sich zu beruhigen, sondern weil er befürchtete, daß das angeblich in England schon verheirathete Paar nicht nach kanonischem Rechte getraut worden sei.

Gegen die Nichtigkeitserklärung des Capitäns wendete nun seine Gattin Unzuständigkeit des Wiener Gerichts ein, erhob beim englischen Gerichtshof Beschwerde über das prozessuale Verhalten ihres Gatten und beehrte in einer Verhandlung, die unter dem Vorsitze des Mr. Gorell Barnes stattfand, das Gericht möge ihr den abgeforderten Wohnsitz bewilligen, dem Vater die Versorgung des Kindes auftragen und demselben verbieten, den Prozeß in Wien fortzusetzen. In der Begründung dieser Begehren machte ihr Anwalt Mr. Pritchard geltend, daß die von Capitän

Moore in seiner Nichtigkeitklage vorgebrachten Gründe und Umstände durchweg falsch seien. Kapitän Moore habe vielmehr zu einem bequemen Auskunftsmittel gegriffen, um den Londoner Gerichten auszuweichen. In den bekannten Prozessen Wilson contra Wilson und Armstrong contra Herzog von Orleans sei beispielsweise das Londoner Gericht mit einem solchen Verbote, wie er (Rebner) es begehrte, faktisch vorgegangen. Der Vertreter des Kapitans Moore, Mr. Barnard, stellte nun dem Richter vor, daß es sich hier um eine in Oesterreich geschlossene Ehe handle, daher deren Gültigkeit oder Ungültigkeit nur in Oesterreich entschieden werden könne.

Mr. Barnes fällt den Spruch: Capitän Moore habe für das Kind zu sorgen, und es werde ihm verboten, den Prozeß in Oesterreich fortzusetzen.

Die jüngste Phase in diesem nicht gewöhnlichen Ehescheidungsprozeß bedeutet ein Beschluß des englischen Gerichtes, wonach in Fortsetzung der Verhandlung bei dem diplomatischen Vertreter Englands in Wien Vernehmungen von Juristen über das österreichische Eherecht und über ihre Auffassung der in Frage stehenden Rechtsfrage zu erfolgen haben. Diese Vernehmungen werden bereits am 20. ds. Mts. statt, und zu denselben sind die Vertreter der klageführenden Parteien eingeladen worden.

### Allerlei.

**Ein prophetisches Wort.** König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, welcher, wie bekannt, einer der geistvollsten Regenten gewesen ist, interessirte sich als Kronprinz lebhaft für die Eisenbahnen des Vaters und that sein Möglichstes, um die vielen amtlichen Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche die Berliner Behörden, die sich für Eißt's Ideen nicht erwärmen konnten, denselben bereiteten. Nachdem Eißt eine Agitationsreise nach Berlin gemacht hatte, kam es endlich nach vielen Bemühungen dahin, daß die Berlin-Botsdamer Bahn, welche 104 Kilometer lang war und ungefähr 1 1/2 Millionen Thaler gekostet hatte, am 29. October 1838 dem öffentlichen Verkehr übergeben werden konnte. Bei der Einweihungsfahrt stand der Kronprinz an der Lokomotive, sah den Zug und die versammelte Menschenmenge tief nachdenklich an und sprach bekenntlich die merkwürdigen Worte: „Diesen Karren, welcher durch die Welt rollt, hält kein Menschenarm mehr auf.“

**Sprüche an kurheffischen Bauernhäusern.** An zwei Häusern in Balhorn im Kreise Wolfhagen liest man:

Gottes Gnade, gesunder Leib,  
Fromme Kinder, ein züchtig Weib,  
Ein gut Gewissen und bar Geld,  
Das ist das Beste in derWelt.

Und ferner:

Süte dich vor Uebelthaten,  
Herz und Mund kann Dich verrathen,  
Hoch auf Bergen, tief im Thal,  
Gottes Aug' schaut überall.

In Martinshagen (in demselben Kreise),

An zwei Aecker sollst du denken,  
Einen nur besäest du,  
In den andern wird dich senken  
Gottes Vaterhand zur Kuh:  
Darum sollst du heut und morgen  
Für ein gutes Saatkorn sorgen.

In Schwarzenberg im Kreise Melsungen liest man:

Wer Uebles redet von mir und den Meinen,  
Der gehe nach Haus und betrachte die Seinen;  
Find' er an denen kein Gebrechen,  
So kann er frei von mir und den Meinen sprechen.

Und in Körle (in demselben Kreise):

Wenn Gott und der Bauer nicht wär,  
Ständen Länder und Scheunen leer;  
Drum danke Gott ein jeder Mann,  
Daß Scheuer und Land Gott segnen kann.

**Der Esel als Barometer.** Trotz seines stumpfsinnigen Aussehens ist der Esel Cindrücken leicht zugänglich. So merkt er den leisesten Wechsel der Witterung. Das erfuhr zu seinem größten Leidwesen eines Tages der Astronom Ludwigs XI. Es war ein Jagdtag und Ludwig XI. hatte sich in dem Walde verirrt. Er traf auf seinem Wege einen Köhler mit einem Esel. „Bardon, lieber Freund“, jagte der Köhler zum Könige, „ich weiß nicht, ob Sie eine gute Jagd haben werden, aber sicher werden Sie vom Regen durchnäßt werden.“ „Ach was“, erwiderte der König, dem sein Astronom gutes Wetter vorhergesagt hatte. „Wer hat Dir das gesagt?“ „Mein Esel. Sehen Sie hin, er spitzt die Ohren. Das ist ein Regenzeichen.“ „Bah“, sagte der König und entfernte sich. Ein wenig später ereilte ihn mit jenem Gefolge, das er wiedergefunden, ein gewaltiger Regenguß. Am

Abend gab er seinem Astrologen den Laufpaß und erstete ihn durch den Köhler und seinen Esel. „Da mein Astrologe nur ein Esel ist“, sagte er, „und Esel gegen Esel steht, so ziehe ich den der richtig rath.“

**Todtengräber.** Jeder Mensch ist all sein Lebtag ein Todtengräber. Mit 12 Jahren begräbt er seine lachende Kindheit, mit 18 Jahren seine rosigte Jugend, mit 20 Jahren seine erste Liebe, mit 30 Jahren seinen Glauben an die Menschheit, mit 40 Jahren seine Hoffnungen, mit 50 seine Wünsche, mit 60 nach und nach seine fünf Sinne. So gräbt der Mensch stets sein Grab und denkt doch nie an den Tod, ja jede Erinnerung an sein Alter erschreckt ihn und die Frage: „Wie alt sind Sie?“ bedeutet ihm nichts weiter als: „Wann werde ich das Vergnügen haben, Ihre Leiche zur letzten Ruhestätte zu begleiten?“

### Vom Büchertisch

An dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

Den letzten Worten bedeutender Menschen hat man von je eine besondere Bedeutung beigelegt, von der Anschauung eingenommen, daß sich in den letzten Worten außergewöhnlicher Persönlichkeiten ihr ganzes Wesen, die Summe ihrer Geisteskräfte brennspiegelartig concentrierte. Ob man nun auch oft ganz indifferenten Aeußerungen fälschlich einen tieferen Sinn, eine geheimnißvolle Bedeutung untergelegt hat, so ist doch das Interesse für die letzten Worte der Heroen der Menschheit gewiß berechtigt, und es verlohnt sich wohl der Mühe, daraufhin einen Streifzug durch die Geschichte aller Zeiten und Länder zu machen, wie es Alfred Chr. Kallischer in seiner im April-Heft von „Nord und Süd“ veröffentlichten Abhandlung „Die letzten Worte hervorragender Geister“ thut, der hier eine natürlich nicht vollständige, aber doch reichhaltige Anthologie dieser Art bietet, die durch historisch-kritische Commentare einen erhöhten Werth gewinnt. Das April-Heft von „Nord und Süd“ enthält ferner Paul Lindau's mit Erfolg über die Bühne gegangenes Versdrama „Die Venus von Milo“, eine durch seine Analyse und geistvolle Darstellung hervorragende Studie über den „Dichter der Decadenz Gabriele d'Annunzio“ von Marie Herzfeld, einen Aufsatz von Udo Brachvogel über „Boe, Longfellow und Tennyson“, der einen interessanten Beitrag zum Capitel von Plagiat und Plagiarismus liefert, das von Heinrich Mückschmann herrührende, mit wenigen Zügen scharf gezeichnete literarische Charakterbild Rudolf Lotbars, welches einerseits durch das dem Hefte beigegebene trefflich radirte Portrait des jungen Wiener Poeten, andererseits durch eine wohlthuende novellistische Gabe des Leseren: „Der Golem. Eine Legende aus dem alten Prag“ ergänzt wird. Den Beschluß der umfangreicheren Beiträge macht die frische Schilderung eines „Besuches in Troja“ von S. Brant.

Nr. 7 der in Stuttgart erscheinenden „Neuen Musik-Zeitung“ ist dem Andenken Ludwig von Beethovens gewidmet und enthält eine Reihe von Spezialartikeln über den großen Meister; darunter einen von Cyrill Kistler über Beethoven als Harmoniker, von Dr. Haase über Beethovens Klaviervariationen, von W. Mauke über die Pastoralhymnophonie, von Sv. über Beethovens Streichquartette, von Baron Brochazka über Haydn, Mozart und Beethoven; ferner Aufsätze über das Beethovenhaus in Bonn und über Aussprüche des Meisters, welche Komponisten und Dichter betreffen. Nr. 7 ist mit acht Illustrationen, darunter mit drei verschiedenen Bildnissen Beethovens und mit dem Porträt der Gräfin Theresia von Brunsow geschmückt. Die Musikbeilage bringt die edle Rravatine aus dem Streichquartett Beethovens Op. 130 und ein Trio für Geige, Cello und Klavier von C. Kämmerer. Außerdem enthält die Nummer den Anfang einer Novelle von B. Rosegger und eine Fülle von Aufsätzen aus dem Musikleben der Gegenwart. Der Verleger Karl Grüniger in Stuttgart versendet diese Nummer auf Verlangen gratis und franko als Probenummer.

**St. Hubertus.** Wöchentlich erscheinende illustrierte Zeitschrift für Jagd- und Hundezucht, Fischerei und Naturkunde. Organ vieler jagdlicher und kynologischer Vereine. Jahrgang XIV. Nr. 13, 14 und 15. Verlag von Paul Schottlers Erben in Göttingen (Anhalt).

**Die Christliche Welt.** Herausgeber Pfarrer Dr. Nade in Frankfurt a. Main. Nr. 13. Verlag von Fr. Wilhelm Grunow in Leipzig.

**Zeitschrift für Spiritusindustrie.** Offizielles Organ der Spiritus-Fabrikanten in Deutschland, des Vereins der Stärke-Interessenten in Deutschland und der Brennerer-Berufsgenossenschaft. Unter Mitwirkung vom Geh. Reg.-Rath Prof. Dr. W. Wäcker. Herausgegeben von Prof. M. Delbrück in Berlin. XIX. Jahrgang. Nr. 13, 14 und 15. Verlag von Paul Parey in Berlin.

**Das Magazin für Literatur.** Herausgegeben von D. Reumann-Hofer. Nr. 13, 14 und 15. Verlag von C. Klopp in Berlin.

**Moderne Tonkunst.** Monatschrift für die Musikwelt. Jahrgang III. Nr. 1-3. Verlag von B. Scheithauer in Berlin.

**Frühling's Landwirtschaftliche Zeitung.** Centralblatt für praktische Landwirtschaft und Agrarpolitik. Jahrgang 45. Heft 7. Verlag von G. Voigt in Leipzig.

Verantw. Redacteur: Dr. Heinrich Ruhe. Notationsdruck und Verlag von Otto Thiele Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.